



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mr., K., A.: Die Insel Wanger-Oge. 3.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Insel Wanger-Oge.

Obschon auf Wanger-Oge Schule und Predigt hochdeutsch sind, so konnten wir uns doch nur mit denjenigen Insulanern verständigen, welche durch einen häufigeren Verkehr mit den Fremden sich deutlich zu machen gelernt hatten; denn die Mundart dieser Fischer ist ein friesisches Platt, das von dem Platt des benachbarten Festlandes wesentlich abweicht. Mit meiner Wirthin, der Schiffersfrau, konnte ich mich leidlich unterhalten; von den Gesprächen derselben mit ihren Kindern oder Nachbarn war es mir nicht möglich, Zusammenhängendes aufzufassen. Ich gebe hier ein kleines Gespräch mit einem Wanger-Oger Jungen, das ich mir aufgezeichnet habe, als Probe jener friesischen Sprache.

Bu häßt du, Fenth? (Wie heißt du, Junge?)

Tiak.

Häßt du nochj Allers? (Hast du noch Eltern?)

Jk habb no'nn Mäm. Min Pap is vertronken int Sei, alls hi no Engellaun fahret is. (Ich habe noch eine Mutter. Mein Vater ist in der See ertrunken, als er nach England gefahren ist.)

Häßt du nochj Brors unnn Schwesters? (Hast du noch Brüder und Schwestern?)

Jk habb dree Brors unnn swo Schwesters. (Ich habe drei Brüder und zwei Schwestern.)

Wollt du of enn Shipper woirn? (Willst du auch ein Schiffer werden?)

Di, Här, ik unnn min Brors of. Wi wollt al Shippers woirn. (Ja, Herr, ich und meine Brüder auch. Wir wollen alle Schiffer werden.)

Wär lebbt jum von? (Wovon lebt ihr?)

Min Mäm is Bodwis; ik, fangh Fisk unnn Rhab, unnn min Schwesters friken Schilkhes. (Meine Mutter ist ein Badeweib; ich fange Fische und Krebse (Krabben) und meine Schwestern stricken Netze.)

Ein junges Mädchen nennen die Wanger-Oger Faun, ein Kind Voin, eine Stube Piffel, einen Schlüssel Kawi, einen Löffel Läg, ein Messer Shals, einen Pfannkuchen Dylater. Unter quiddern verstehen sie das Sprechen ihrer Mundart.

Ein sehr eigenthümliches Idiom hatte sich die Frau des Vogts auf Wanger-Oge gebildet. Da sie von Geburt eine Engländerin war, und nun seit einer Reihe von Jahren in Verkehr mit den Insulanern und Badegästen stand: hatte sie Englisch, Friesisch, Platt- und Hochdeutsch in einen Topf

geworfen und daraus ein Idiom zusammengebraut, das höchstens für ihren Mann genießbar war.

Im Winter 1838, als ich noch in Elberfeld wohnte, bekleidete der Dichter Freiligrath, dessen Poesie damals noch weit entfernt von jedem politischen Inhalt war, die Stelle eines Handelscorrespondenten in Barmen. Die beiden Städte grenzen zusammen und wir sahen uns oft. Eines Tages besuchte mich ein alter Freund, der bekannte Starklof, damals großherzoglich oldenburgischer Cabinetssecretär, der einigen Ruf als Novellist und Verfasser von Romanen besaß. „Führen Sie mich zu dem Dichter des Löwenritzs!“ so lautete seine Bitte, und wir machten uns Abends — denn nur um diese Zeit konnte man Freiligraths habhaft werden — auf den Weg. Ich stellte den Cabinetssecretär und geheimen Hofrath dem handelsbessenen Poeten vor; eine Flasche edlen Weins brachte das Gespräch bald in Fluß. Ich war damals noch unbekannt mit der Nordseeküste; um so aufmerksamer hörte ich Starklof zu, als er mit großer Lebhaftigkeit die Eigenthümlichkeiten seiner Heimat und insbesondere Wanger-Oges schilderte. Zufällig ließ er das Wort fallen: der Badecommissär sei ein bejahrter, für diese Stelle wenig geeigneter Mann.

Wir saßen — wie dies in der Gesellschaft des liebenswürdigen, gemüthlichen Dichters in der Regel der Fall war — bis nach Mitternacht zusammen. Am frühen Morgen, als der geheime Hofrath schon wieder abgereist war, stand Freiligrath vor meinem Bett. „Verzeihe, sagte er, daß ich dich im süßen Morgenschlummer störe. Ich habe den Rest der Nacht nicht mehr geschlafen; ein neuer Lebensplan ist mir durch den Kopf gegangen. Daß ich den Handelsstram verabscheue, weißt du längst. Dieser Starklof hat mir, ohne es zu ahnen, die rechte Straße gewiesen: ich werde Badecommissär auf der Insel Wanger-Oge!“

Was der Brausekopf von mir verlangte, war: ich solle bei dem geheimen Hofrath wegen der Stelle „auf den Busch klopfen“. Die Sache, meinte er, werde keine Schwierigkeiten haben, da doch sicher ein Cabinetssecretär bei seinem Großherzog vieles vermöge. Wie zu erwarten war, gab Starklof eine verneinende Antwort auf meinen Brief. Der Großherzog habe, so schrieb er, an einem Dichter — darunter verstand er sich selbst — schon genug; überdies sei die Stelle ja noch besetzt. Als ich nach Wanger-Oge kam, war derselbe Badecommissär — nun schon ein Siebziger — noch immer auf seinem Posten. Er war der größte Hypochonder, den man sehen mochte, und lebte der vollsten Ueberzeugung, daß in der See baden das unnütze Ding von der Welt sei; daher er auch die neuangekommenen Kurgäste mit den Worten: „Was wollen Sie hier? Geld vertrödeln, Langeweile genießen und ungeheilt von dannen gehn?“ oder mit ähnlichen Reden empfing. Was aber dieser gute Mann verbrach, das machte seine Gattin, die treffliche Wirthschafterin im

Conversationshause, die berühmte Kochkünstlerin und stattliche Dame reichlich wieder gut. An sie wandten sich auch die Fremden, mochten sie nun in dem Conversationshause oder sonst auf der Insel eine Unterkunft suchen.

Das von dem Landesfürsten erbaute und von ihm und seiner Familie häufig benutzte Conversationshaus diente einem dreifachen Zwecke: einmal war es das, was der Name ausdrückt, ein Sammelpunkt der auf der Insel zerstreut wohnenden Kurfremden, wo sie, wenn nicht täglich, so doch öfter in der Woche, sich zur Mahlzeit und zu geselligen Vergnügungen zusammenfanden; dann aber auch Gast- und Kurhaus, indem man daselbst nicht nur wohleingerichtete Quartiere, wiewgleich in beschränkter Anzahl, sondern auch Bäder fand; denn schwächliche Personen, denen der Arzt das offene Meer untersagte, nahmen hier ihr Seewasserbad in der Wanne. Die in dem Conversationshause betriebene Wirthschaft, so wie die ganze Badeanstalt, gingen auf Staatskosten. Zu den geselligen Vergnügungen gehörten nicht allein Gesellschaftsspiele, kleine Bälle für Große und für Kinder, Bilderstellen u. s. w., sondern auch gemeinschaftliche Ausflüge in die Insel, z. B. die Spaziergänge in die Wanger-Oger Schweiz. Diesen kühnen Namen führte eine Gegend in den Dünen, wo man geschützt vor dem Winde, auf dem Rasen gelagert, Kaffee zu genießen pflegte.

Nur in den Bademonaten, also vom Juni bis in den September, gab es einen Fleischer auf Wanger-Oge; derselbe versorgte auch das in dieser Zeit bestehende Speisehaus, von welchem die Fremden, die nicht im Conversationshause aßen, ihre Kost bezogen. Nur dann gab es einen Arzt und einen Apotheker auf der Insel. Im Frühjahr, Herbst und Winter waren also die ständigen Bewohner Wanger-Oges auf ihre — natürlich oft sehr dürftigen — Vorräthe und auf die Sendungen, die mit dem Fährschiffe von dem Festlande kamen, angewiesen; aber das Fährschiff ging dann weit seltner und sah sich öfters in der Lage, seine Fahrten ganz auszusetzen. Man denke sich die Lage des Predigers auf Wanger-Oge! Die Einsamkeit und Verlassenheit, worin er dann lebte, war ungleich größer als die des Pfarrers in dem Hospiz auf dem Sanct-Gotthard, wo die Verbindung mit der Welt doch auch im Winter offen bleibt. Für die beste Badezeit gelten auf Wanger-Oge die Monate Juli und August; im Juni ist, wie Doctor Chemnitz zu sagen pflegte, „das Meer noch nicht reif“. Da die Wirkung zum guten Theil von einem starken Wellenschlag abhängt, so wurde nur bei steigender Flut gebadet; daher die Badezeit mit der Flutzeit auf- und abrückte. Auch die Tafelstunde im Conversationshause mußte sich diesem Wechsel bequemen. Der Badestrand lag natürlich auf der Nordseite der Insel, von wo die großen Wellen, auch in weiter Ferne ungehemmt, in ungebrochener Kraft herankommen. Aus festem Seesand bestehend und sanft abhängig, zeigte sich dieser Ort ebenso sicher als

bequem. Dabei war das Ufer so günstig gestaltet, daß Herren und Damen ihren besondern Strand hatten, so daß kein Auge von dem einen zu dem andern gelangen konnte. Während sehr viele Seebäder an der Küste liegen, wo in der Regel eine Mischung der See mit süßem Wasser stattfindet: konnte das Meilen weit vom Festland entfernte Wanger-Oge sich rühmen, ein reines, ganz unverfälschtes, durch trefflichen Wellenschlag bewegtes Meer seinen Badegästen zu gewähren. Wie in andern Seebädern, wurde man in Badekutschen in das Wasser geschoben. Von dem Badekabinet, das sie enthielten, führte eine kleine Treppe in das offene Meer. Wenn wir auch am frühen Morgen und bei kühlem Wetter badeten, so erkälteten wir uns doch nicht, weil die salzige Flut einen zu starken Reiz auf den Körper ausübte. Ueberhaupt hörte man nicht über Schnupfen oder Katarrhe klagen, so viel auch die Badegäste im heftigen Winde gingen. Tritt man zum ersten Male, ein schwaches, nacktes Geschöpf, dem furchtbaren Elemente gegenüber; sieht man die weißen Wellenberge, die einen hinter den andern, auf sich zustürzen: so kann man sich schwerlich eines kleinen Grausens erwehren. Aber bald wird man mit dem anspringenden Ungeheuer vertraut, und man läßt jubelnd den brüllenden Löwen mit den weißen Mähnen über sich wegspringen. Verschwindet man auch einen Augenblick in der schäumenden Flut; wird man auch niedergeworfen, wie der Sklave vor seinem Gebieter niedersinkt: schnell richtet man sich wieder empor und dringt, die rechte Schulter vor, wie ein kampflustiger Ringer der nächsten Wellenbank entgegen. Siehe, da kommt es gegangen, das hohe kristallene Haus; oben wölbt es sich wie ein Dach, um dich einzuhegen; das Dach zerbricht über dir und löst sich in weißen Gischt, und die grüne Mauer stürzt weiter, um an dem aufsteigenden Ufer vollends zu zerschellen. Man badet natürlich diesseits der eigentlichen Brandung, da der erste, heftigste Anprall der See an der abfallenden Küste Gefahr bringen würde. Von Schwimmen kann hier nicht die Rede sein. Ein Bewohner der Ostseeküste, wo man bekanntlich den Wechsel von Ebbe und Flut nicht kennt, ein kühner Schwimmer, badete zu meiner Zeit auf Wanger-Oge. Seiner Kunst vertrauend wagte er es, sich durch die Brandung hindurchzuarbeiten, um sich jenseits auf den Wellenhügeln, wie er gewohnt war, zu wiegen. Allein der Rückschlag der Wogen in der Brandung war so groß, daß er trotz der äußersten Anstrengung nicht zurückzukehren im Stande war. Endlich warfen ihm die Badewärter — von denen keiner schwimmen konnte — indem sie, sich die Hände reichend, eine Kette bis in die Brandung bildeten, ein Tau zu, das glücklicherweise noch hatte beschafft werden können; halb bewusstlos faßte es der Untergehende und gelangte so endlich, mehr todt als lebendig, ans Ufer zurück.

Da wir Herren uns ziemlich weit von unsern Badekutschen entfernten, und oft nicht auf die Nummern, die sie trugen, achteten: so geschah es nicht selten,

daß dieser oder jener, zurückkehrend, in das falsche Fuhrwerk gerieth, was denn nach Umständen zu heiteren oder ärgerlichen Begrüßungen Veranlassung gab.

Ein Bekannter von mir erlebte einen komischen Auftritt andrer Art. Er hatte sich zu einer Zeit, wo nicht gebadet wurde, in eine Kutsche gesetzt, um, wie behauptet wurde, dem großartigen Meer gegenüber, in völliger Abgeschlossenheit an seine Geliebte zu schreiben. Plötzlich aber erfaßte ein heftiger Windstoß seinen leichten Wagen von hinten mit solcher Gewalt, daß derselbe mit seinem erschrockenen Insassen wie ein Pfeil in das Meer hineinschoß. Da kein Badewärter zugegen war, blieb unserm Liebesritter nichts Anderes übrig, als, seiner schönen Toilette zum Troß, vor den Augen der lustwandelnden Badegäste an das Ufer zu waden.

Mitunter geschah es auch, daß, wenn die Wärter besonders beschäftigt waren, das Zurückziehen der Kutschen zu lang hinausgeschoben wurde. Dies hatte zur Folge, daß dieselben einsandeten und erst mit der Ebbezeit zurückgebracht werden konnten. Auf diese Weise wurde während meines Aufenthalts auf Wanger-Oge eine Dame mitten im Meer festgehalten. Vergebens war es, daß sie die Klingel der Kutsche erschallen ließ und durch die Brandung um Rettung rief. Als endlich die Hilfe kam, war es zum Fahren zu spät, und die Dame mußte von der Badewärterin auf dem Arm durch die Wellen getragen werden.

Diese Badeweiber waren mir eine merkwürdige Erscheinung. Ihre großen, mageren, starkknochigen Gestalten, ihr struppiges Haar, die von der beständigen Arbeit in der Sonne braungeröstete Haut, die nackten, bronzefarbigen Arme, das zerfetzte, hochaufgeschürzte Kleid, womit sie ins Wasser gehen, theils um die Kutschen der Damen vor und zurückzuschieben, theils um ihnen selber nöthigenfalls im Kampfe mit den Wellen beizustehen, dies alles gibt ihnen ein entschieden hegenartiges Aussehen. Das Baden der kleinen Kinder, die nur eben untergetaucht werden und natürlich ein entsetzliches Geschrei erheben, gehört ebenfalls zu den Geschäften dieser Weiber auf dem Badestrande der Damen. Man erzählte uns von einer förmlichen Badeweiberempörung bei Gelegenheit eines Geschenke, das eine Prinzessin von Preußen zweien dieser Grazien mit Bernsteinchnüren gemacht hatte. Da das Trinkgeld, welches die Wärter und Wärterinnen üblicherweise nach dem letzten Bade von den Gurgästen erhalten, in eine gemeinsame Kasse fällt, an welcher alle jene Leute in gleicher Weise Theil haben: so wollten die Weiber auch die beiden Bernsteinchnüre, die dazu noch silberne Schlösser hatten, Perle um Perle vertheilt wissen, und geriethen, als die Beschenkten, von ihren handfesten Ehemännern unterstützt, Widerstand erhoben, in förmliche Berserkerwuth. Nur nach langen Unterhandlungen und mit Hilfe einiger bis an die Zähne bewaffneten „Landdragoner“ — dergleichen für die Badezeit immer nach Wanger-

Oge beordert wurden — gelang es dem Bogte der Insel, vor dem die sämtlichen Seeteufelinnen erscheinen mußten, den Aufstand zu dämpfen.

Da die mit Seewasser durchnässten Haare nur schwer trocknen, so sind die Damen genöthigt, Stunden lang mit aufgelösten Haaren als ebenso viele Ophelien umherzuwandeln. Sie tragen dann ein Teller- oder Taschentuch über den Rücken und dazu den sogenannten helgolander Hut, der hinten ganz offen ist.

Obschon ich im Allgemeinen das Stillliegen und die Körperpflege in den Bädern hasse, so war mir doch der Aufenthalt auf Wanger-Oge im hohen Grade angenehm, nicht nur, weil mir die von Gästen aus nah und fern zusammengesezte Gesellschaft wohlbehagte, sondern auch, und ganz besonders, weil der stete Verkehr mit dem Meere beim Baden und auf den Spaziergängen am Strande einen großen Reiz auf mich ausübte. Die chemische Mischung des Seewassers, die Vermengung desselben mit allerlei thierischen Stoffen, seine Bewegung durch Wellenschlag und Flut, dies alles sammt der eigenthümlichen Beschaffenheit der Luft wirkt auf den Körper als wunderkräftige Würze. Um so mehr ist man erstaunt zu erfahren, daß die Seebäder in Deutschland erst durch Lichtenbergs Empfehlung, nach dem Vorgange der Engländer in Gebrauch gekommen sind.

Der belebende Eindruck der Flut ist so groß, daß sogar — wie mir auf Wanger-Oge versichert wurde — Sterbende nicht leicht vercheiden, so lang die See im Steigen ist. Chemnitz erzählte uns von einem Arzte, der es gewagt habe, im vierten Paroxysmus eines nervösen Tertiarfiebers, beim Eintritte der trockenen Hitze, sich ins brausende Meer zu stürzen. Der Erfolg war, daß die Krankheit wich, nachdem ihm den ganzen Tag über wie einem Lustigberauschten zu Muth gewesen, und er auch von andern dafür gehalten worden war.

Wir hatten unsere Wohnung in einem Schifferhäuschen aufgeschlagen, wo uns zwei einfache, niedrige, aber reinliche Stübchen mit der Aussicht auf das brandende Meer eingeräumt worden waren. Rings auf dem Simse stand Geschirr, welches der Hausherr von mancherlei Seefahrten mitgebracht hatte: Theekannen, Tassen, Teller, Schüsseln, Krüge und Töpfe aus Amsterdam, London, Kopenhagen, Bergen und Petersburg: die Frau Schifferin wußte die Geschichte jedes Stückes zu erzählen. Federbetten mit einer Schütte Stroh darunter, welches, wenn man sich legte, auf allen Seiten hervorquoll; die Nachbarschaft des nur durch eine Bretterwand getrennten Stalls, wo der Trompeter des Morgens, der Hahn, und ein paar Schafe sich sehr vernehmbar machten, hinderten uns nicht, vortreflich zu schlafen. Mancher hätte vielleicht die Einsiedelei, in die wir uns eingesponnen hatten, unbequem oder langweilig gefunden; uns sagte die völlige Zwanglosigkeit, die ja einen Hauptreiz des

Landlebens ausmacht, außerordentlich zu. Auch gewährte der nahe Verkehr mit meinen Schifferleuten den schätzbaren Vortheil, vieles über die Insel in Erfahrung zu bringen. An Regentagen, deren es aber nicht viele gab, mußte ein mitgebrachtes Buch oder die kleine Leihbibliothek des Wanger-Oger Lehrers aushelfen. War aber das Wetter nur irgend leidlich, so wurden größere oder kleinere Streifzüge unternommen, indem ich bald die Dünen auf und ab stieg, bald, zur Ebbezeit, auf dem Watt umherstreifte. Stunden lang konnte ich, den Saum der Insel entlang, so dicht am Wasser gehen, daß die Wellen über meinen Fuß hinwegspülten, Stunden lang, auf einen Sandhügel gelagert, Auge und Seele an dem Anblick des wogenden Meeres weiden. Je ferner von Menschen die Gegend war, die ich betrat, je stiller und abgeschlossener von aller Welt: desto deutlicher glaubte ich das Wehen des Geistes zu vernehmen, der das All durchdringt. Ich hatte elf Jahre zuvor Monate lang auf einer der schönsten Inseln des Mittelmeers gelebt, wo unter dem blauen Himmel des Südens eine Gegend von wunderbarer Pracht ausgebreitet lag: wie kam es doch, daß ich nun auf der öden Düne Wanger-Oge so hohen Genuß fand? Weil die See überall ein gleich erhabenes Schauspiel bietet. Zeigt das Meer des Nordens nicht das durchsichtige Indigoblau des Golfs von Neapel, kleidet es sich vielmehr in weit ernstere Farben: so ist es desto gewaltiger in seinen Bewegungen, desto großartiger und grauenhafter in seinem Zorn. Nur die Majestät der Alpenwelt, der ewig ruhenden, läßt sich mit der Majestät des Meers, des ewig bewegten, vergleichen. Wer weder die eine noch das andere gesehen, weiß nicht, wie schön und groß die Welt ist.

Das Leuchten der See ist im Norden eine seltene Erscheinung. Nur einmal während meines Aufenthalts auf Wanger-Oge, als sich grade ein großer Theil der Gurfremden Abends im Conversationshause eingefunden hatte, trat diese Erscheinung bei schwülem Wetter ein. Auf den Ruf eines Herrn, der mit den Worten: „Das Meer leuchtet!“ in den Saal gebrochen war, rannte alles hinaus. Aber die Wellen hatten einen nur sehr schwachen Schimmer; dagegen konnten wir dem mit Seewasser getränkten Strande durch Stampfen und Schlagen sprühendes Feuer entlocken. Man muß diese Erscheinung — um von den tropischen Gegenden gar nicht zu reden — am mittelländischen Meere beobachten, wenn in lauen Sommernächten die Wellen leuchtend zum Ufer wallen, wenn jedes fahrende Schiff eine lange tiefe Feuerspur hinter sich läßt; wenn ein Boot mit im Takte rudernden Matrosen bemannt, einem durchs Wasser schießenden Riesenkrebse mit goldenen Füßen gleicht; wenn du selbst, aus dem nächtlichen Bade steigend und das Wasser von dir abschüttelnd, von tausend Funken sprühst. Von furchtbarer Schönheit ist das stürmende Meer — ein Anblick, der übrigens in der Badezeit nur selten geboten ist. Fähr- und Dampfschiffe halten sich dann fern, und die Gurgäste sind Gefangene der

Insel, ja bisweilen des Hauses; denn der Wind kann mit solcher Hefigkeit wehen, daß man nur liegend am Ufer zu verweilen vermag.

Am 18. und 19. August jenes Sommers, als ich auf Wanger-Oge verweilte, tobte zur Zeit der Springflut ein heftiger Sturm. Ich hatte den Tag zuvor mit einem älteren Freunde aus Oldenburg bei dem heitersten Wetter einen Gang um die Insel gemacht. Er hatte in Heidelberg studirt und bei Walch, dem Pandektisten, mit einigen Landsleuten ein Privatissimum gehört. Der Herr Professor, einer der gelehrtesten und wunderlichsten Männer seiner Zeit, war unglaublich unbekannt mit allem, was außerhalb seiner Wissenschaft lag, und ebenso ungeschickt es aufzufassen. In der Absicht, etwas über das Meer zu erfahren, welches er, der Göttinger, nie gesehen, richtete er an die Oldenburger Studenten verschiedene Fragen. Es kam die Rede auf „lange Seen“, d. h. auf Wellenbänke, die einander in gleicher Richtung folgen, ohne sich einzuholen, und auf „kurze Seen“, welche dicht hintereinander laufen, übereinander fortrollen und sich brechen. Walch suchte sich dies nach seiner Art verständlich zu machen. „Bitte! sagte er zu meinem Freunde, lassen Sie uns die eine Wellenbank Cajus, die andere Sempronius nennen. Wie verhält es sich nun mit der verschiedenen Bewegung?“ „Bei den langen Seen, erwiderte mein Freund, folgt Cajus dem Sempronius, ohne ihn zu erreichen; bei den kurzen faßt er ihn beim Nacken und stürzt sich über ihn hinaus.“ „Stürzt über ihn hinaus. Gut, jetzt verstehe ich.“

Ich lachte über den Stockjuristen, der sich die Wellenbewegung nur dadurch zurecht legen konnte, daß er die Namen gebrauchte, womit die Rechtsgelehrten und Philosophen beliebige Personen zu bezeichnen pflegen. Jetzt war reichliche Gelegenheit zu sehen, wie Cajus den Sempronius überwältigte; aber wahrlich, die Lust zu lachen stand mir fern im Anschauen der Tragödie, die hier vor mir gespielt wurde. Die grauen Wolken hingen tief herab. Ein furchtbarer Orkan durchwühlte die See, welche in schwarzen, oft ganz von kochendem Schaume bedeckten Hügeln auf und nieder ging. Mit grauenhaftem Gebrüll rannte die Brandung wie Hunderttausende weißmähiger Rosse die Dünen hinan. Einige Herren, welche von dem auf einem höhern Theile des Ufers gelegenen Pavillon des Conversationshauses, an die Pfosten angeklammert, das erhabene Schauspiel genießen wollten, wurden dort bald von den anspritzenden See- und Schlammgüssen hinweggepeitscht. An dem äußersten Ufer tobte die Windsbraut so heftig, daß man dem höchsten Rande nur kriechend sich zu nahen und, durch den Damm oder die Düne bis zur Brust gedeckt, dem Sturm ins Antlitz zu schauen vermochte. Einen kläglichen Anblick gewährten die Weiber und Kinder derjenigen Schiffer, welche man um diese Zeit ausgelaufen oder heimkehrend wußte. Einige starrten in stummer, bewegungsloser Angst in die wildempörte Wassermüste hinaus; andere irrten händeringend unter

Klagen und Wimmern umher; andere standen mit gefalteten Händen und murmelten Gebete. Fortwährend hörte man Nothschüsse; aber niemand konnte von der Insel aus Hilfe reichen, da Wanger-Oge nicht, wie Helgoland, Lootsenboote hat.

Am andern Morgen, da der Sturm sich gelegt hatte und die See nur noch hohl ging, gewahrten die Insulaner mit ihren Falkenaugen Schiffstrümmern in weiter Ferne. Es war, wie sich bald zeigte, ein Boot mit durchbrochenem Boden, dem gegen Mittag ein halbzertrümmerter Mast und ein „Stern“ — so nennen sie den Spiegel oder das Hinterteil des Schiffes — folgten. Als der Stern näher kam, stieß eine der am Ufer umherirrenden Frauen ein herzzersehndes Geschrei aus. Sie hatte ihn erkannt und wußte nun, daß ihres Mannes Fahrzeug zertrümmert und sie selbst eine Wittwe war.

Die Badegäste sammelten für sie, so daß sie und ihre Kinder wenigstens vor der nächsten Noth geborgen waren.

Als ich am Abend des Tages mit meiner Wirthin, der Schiffersfrau, über den traurigen Vorfall sprach, erwiederte sie: „Ja, ja, wir Wanger-Ogerinnen müssen alle auf ein gleiches Schicksal gefaßt sein. Heute trifft es die, morgen, jene. Manchmal geht es aber auch umgekehrt bei uns, und der Tod schafft Wittwer, statt Wittwen. Vor sieben Jahren wohnte in dem Häuschen neben der Schule ein Mädchen, das man seiner Schönheit wegen allgemein die Rose von Wanger-Oge hieß. Ein junger Schiffer, der Bruder meines Manns, gewann ihre Gunst, und heirathete sie. Sie gebar Zwillinge, aber die zwei Knäbchen und sie selber hatten den Tod davon. Am folgenden Tag kam der Mann von einer längeren Fahrt zurück und fand die drei Leichen in seinem Hause. — Der geheime Hofrath Starklof, den Sie kennen werden, hat die traurige Geschichte in Verse gebracht.“

Das wettergebräunte Gesicht des Schiffers, unter dessen Dach wir hausten, kam uns nur einmal vor Augen. Es war eines Abends, als er von einer Fahrt nach Norwegen und Schweden heimkehrte: doch schon in derselben Nacht ging er wieder auf sein Schiff, auf dem er nur einen Jungen zurückgelassen hatte, besorgt gemacht durch einen Umschlag des Wetters, der sich anzukündigen schien. Am folgenden Tag erfuhren wir, daß er eine neue Fahrt angetreten hatte.

Wanger-Oge ist überhaupt sehr arm an Männern, nicht nur, weil dieselben durch ihr Gewerbe als Frachtschiffer nach außen gezogen werden, sondern auch weil die See so viele verschlingt. Auf dem kleinen Kirchhofe der Insel liest man fast nur Namen von Weibern und Kindern auf den Kreuzen. Dennoch fällt es einem jungen Menschen von gesunden Gliedern nicht ein, etwas Anderes zu treiben, als zu Schiffe zu gehen.

Welche große Anziehungskraft der Stand des Seemanns auf den

denburger ausübt, hab' ich dem Leser schon in meinem Aufsatze über Oldenburg auseinandergesetzt. In dem Häuschen neben uns auf Wanger-Oge wohnte der Sohn eines Beamten aus der Hauptstadt, ein junger Mann, der nach langem Körperleiden durch das Seebad sich kräftigen sollte. Derselbe war zwei Jahre zuvor aus der zweitobersten Classe des Gymnasiums ausgetreten, um — wie der Ausdruck immer lautet — Schiffer zu werden. Da der Seemannsdienst von unten auf erlernt werden muß, so war er zuerst als Schiffsjunge eingetreten und dann zum Lichtmatrosen aufgerückt. Als solcher machte der kühne, kräftige Jüngling mit einer bremer Kaufmannsfregatte eine Fahrt nach Rio Janeiro. Unterwegs fiel er aus dem Mastkorb, in den er während des Sturms hatte klettern müssen, auf das Verdeck und brach sein Bein. Der Capitän, der im Nothfall auch die Stelle eines Pfarrers, Doctors und Wundarztes, so gut es abgehen will, versieht, schindelte ihn. Das Bein war aber so schlecht eingerichtet, daß der arme Junge zu Rio Janeiro sich einer zweiten Cur unterwerfen mußte, wobei das Bein von neuem künstlich gebrochen wurde. Aber die brasilianischen Wundärzte schienen es nicht viel besser als unser Capitän zu verstehen; denn als der junge Mann nach Europa zurückkehrte, ging er mit der Krücke. Das gebrochene Bein war kürzer als das andere, und es eiterten noch fortwährend Knochensplitter heraus. Er trat wieder ins Gymnasium ein und setzte die alten Studien fort; aber bald wurde sein Zustand so unleidlich, daß er beschloß, sich einer neuen und gründlichen Cur zu unterwerfen. In dem großen Hospital zu Hannover wurde ihm das Bein zum zweiten Male künstlich gebrochen, und diesmal gelang eine vollständige Heilung, wenn auch das eine Bein etwas kürzer als das andere blieb. Wieder „Schiffer“ zu werden, das mußte er sich ganz aus dem Sinne schlagen. Auch dachte ich mir, daß ihm die See nun gründlich verleidet sei. Aber ich irrte mich. Eines Tages fragte ich ihn auf Wanger-Oge: „Was denken Sie zu studiren?“ „Die Heilkunde,“ gab er zur Antwort. „Mit meinem kurzen Bein kann ich doch noch immer Schiffsarzt werden.“

Da das Baden, wie wir es im Binnenland gewöhnt sind, an den Küsten der Nordsee in Folge der kühleren Temperatur und des veränderlichen Wasserstandes nur wenig betrieben wird, so findet man in jenen Gegenden wenig Schwimmer; auffallenderweise verstehen sich auch die meisten Schiffer nicht darauf. Wir würden uns, sagen sie, nur um so länger quälen, wenn wir von Bord geschlagen werden. Viele dieser friesischen Schiffer tragen einen silbernen Knopf am Hemde, damit, falls ihr Leichnam an einen bewohnten Strand geräth, ihre Bestattung damit bestritten werden kann.

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts auf der Insel machte ich die Bekanntschaft eines alten verwachsenen Mannes, der die Lampen des Leuchthurms besorgte, und sich daneben als ein Tausendkünstler von großem

Talent, der aber nie von seiner Insel hinweggekommen war und nichts, was ihn fördern konnte, gesehen hatte, mit allerlei sinnreichen Holz- und Metallarbeiten beschäftigte. Die Einiedelei in dem Thurme, dessen unteres Stockwerk er bewohnte, sagte dem Humor des originellen Kauzes vortrefflich zu. Die Fremden, welche ihn besuchten, würden nicht nur durch den Wunsch, die innere Einrichtung eines Leuchthurms kennen zu lernen, herbeigeführt, sondern der alte Lampenwärter selber, der eine heitere Laune und eine nicht geringere natürliche Beredsamkeit mit einer feinen Beobachtungsgabe und einer sehr genauen Kenntniß der Insel verband, übte auf sie eine unverkennbare Anziehungskraft, und jedermann, den er auf seinen Thurm führte, pries ihn als vortrefflichen Cicerone. Eines Abends, als ich mit ihm auf der Gallerie seines Thurmes stand, kam, wie schon oft zuvor, die Rede auf das Seeleben, und der Kleine sprach: „Ein rechtes Männergeschlecht, diese Schiffer! Ihren Beruf, so gefährlich er auch sein mag, lieben sie über alles. Sogar die Weiber werden in der Seeluft zu Männern. Sehen Sie da unten das schwarze Ruffschiff, das eben seine Segel zum Trocknen aufspannt? Zwei Schifferburschen hängen in seinen Raaden. Die Ruff führt den Namen Eintracht, wie am Stern in goldener Schrift zu lesen steht. Der Schiffer, dem sie gehört, ist Hinrich Schwers aus Brake, und die zwei Bursche in den Raaden sind seine Töchter. Ja, sehen Sie mich nur mit großen Augen an. Seine Töchter, sag' ich Ihnen. Boriges Jahr verlor Schwers die beiden Söhne, welche auf der Ueberfahrt von Blegen nach Bremerhafen mit einem Boot umschlugen und in der Weser ertranken. Schwers' Haar wurde in einer Nacht schneeweiß vor Schreck und Gram. „Meine zwei Arme sind mir abgeschlagen, sagte er; ich bin ein völlig zu Grunde gerichteter Mann.“ Da traten seine zwei Töchter zu ihm und sprachen; „Vater, wir sind groß und stark und wohl im Stande, Mannesarbeit zu thun. Du weißt auch, Schifferhanthierung war unsere Lust von Klein auf. Laß uns an die Stelle der Brüder treten.“ Anfangs schüttelte der Alte den Kopf zu dem Vorschlage, dann aber ließ er sich auf eine Probe ein. Die Mädchen legten Schifferkleidung an und erlernten mit Fleiß alles, was zum Geschäft gehört. Jetzt sind sie ganz so tüchtig, wie ihre Brüder waren, und Hinrich Schwers findet in allen Häfen der Nord- und Ostsee dasselbe Vertrauen wie zur Zeit, da seine Söhne noch lebten. Schade nur, daß es mit seinem Schiff auf die Reige geht. Aber der Großherzog, der ihn und die beiden Mädchen neulich zu Brake gesehen hat, will ihm mit ein paar hundert Pistolen unter die Arme greifen, und nun läßt sich Schwers, wie ich höre, eine neue Ruff bauen.“ Als der Lampenwärter diese Worte gesprochen hatte, schlüpfte er auf seinen weichen Pantoffeln aus Sahlleiste hinweg, und kam gleich darauf mit einem großen Fernrohr wieder. „Schauen Sie durch das Ding da die zwei sigen Dirnen an, sagte er. Sie

haben doch nur schwache Augen. Sind das nicht Blyzmädels, he?" Was mir der kleine Mann auf dem Leuchthurm erzählte, wurde mir am Abend desselben Tages von einem Beamten aus Brake, der auch auf Wanger-Oge badete, bestätigt.

Ueber das spätere Schicksal der Familie Schwers habe ich dem Leser nichts Gutes mitzutheilen. Der wackre Schiffer ist im Januar 1848 mit seinem neu-erbauten Ruffschiff sammt seinen Töchtern in einem heftigen Sturme untergegangen.

In wenig Monaten werden es drei Jahre, daß die Zeitungen uns berichteten: Wanger-Oge sei von einem Sturme zerrissen worden. Nach den Erkundigungen, die ich eingezogen, haben allerdings die gewöhnlichen Decemberstürme die nördlichen Dünen in der Mitte der Insel durchbrochen und den Leuchthurm unterwühlt, so daß derselbe abgerissen und durch einen neuen ersetzt werden mußte. Der Großherzog hat beschlossen, das unglückliche, vielleicht noch auf eine Reihe von Jahren haltbare Wanger-Oge fallen zu lassen. Das Conversationshaus wurde abgebrochen und der größte Theil der Einwohner vermocht, sich am Jahdebusen, wo sie eine bessere Zukunft erwartet, anzusiedeln.

Wie die Insel nur noch als Ruine besteht, so auch das Seebad, das gegenwärtig von einem Barbier aus Oldenburg kümmerlich unterhalten wird. Die geringe Zahl der Badegäste, welche sich aus der Umgegend einfänden, wohnen bei den wenigen Schiffern, die der Insel noch treu geblieben sind.

Bald wird das Auge der Wangrier, dem ich so werthe Erinnerungen verdanke, auf immer geschlossen sein. R. U. Mr.

Die italienische Frage.

Von der preussischen Grenze.

Es sind in Bezug auf die „Nationalpartei“ wiederum einige Actenstücke veröffentlicht, namentlich die Antworten der k. preussischen und der h. sächsischen Regierung an Oestreich. Außerdem hat man in einigen Staaten gerichtliche Verfolgungen gegen die Unterzeichner des eisenacher Programms eintreten lassen, Grenzboten IV. 1859.